SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Das forschende Lernen in der Biographieforschung - europäische Erfahrungen: Einführung in den Themenschwerpunkt

Inowlocki, Lena; Riemann, Gerhard; Schütze, Fritz

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Inowlocki, L., Riemann, G., & Schütze, F. (2010). Das forschende Lernen in der Biographieforschung - europäische Erfahrungen: Einführung in den Themenschwerpunkt. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, *11*(2), 183-195. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-355610

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Lena Inowlocki/Gerhard Riemann/Fritz Schütze

Das forschende Lernen in der Biographieforschung – Europäische Erfahrungen. Einführung in den Themenschwerpunkt

Um uns und die Leserschaft auf den Themenschwerpunkt einzustimmen, erzählen wir zwei kurze Geschichten: eine etwas längere kurze Geschichte aus zweiter Hand und eine wirklich ganz kurze Geschichte aus erster Hand.

1920 tauchte an der soziologischen Fakultät der Universität Chicago ein – nicht mehr ganz junger – Mann auf, der damals sein Graduiertenstudium aufnahm.[1] Nels Anderson war zu dieser Zeit 31 Jahre alt und damit deutlich älter als die meisten seiner Kommilitonen und Kommilitoninnen. Hinter ihm lagen, nachdem er sich der Erwartung seines Vaters, ebenfalls Farmer zu werden, als Jugendlicher durch Flucht entzogen hatte, ausgedehnte Lehr- und Wanderjahre als „Hobo" (Wanderarbeiter) in ganz unterschiedlichen Tätigkeiten, außerdem ein durch einen Kriegseinsatz unterbrochenes Bachelorstudium an der Brigham Young University in Utah. Unter den anderen Chicagoer Soziologiestudenten fühlte er sich – vor allem in der Anfangszeit, aber auch später noch – befangen, weil er befürchtete, durch den inkorrekten Gebrauchs ihres Jargons als nicht richtig dazugehörig enttarnt zu werden.

1925 erwarb Anderson seinen Masterabschluss, aber schon zwei Jahre vorher wurde auf Anregung von Robert Park eine empirische Studie von ihm – eine Auftragsarbeit – bei der Chicago University Press veröffentlicht, die heute als eine der klassischen Arbeiten der frühen Chicagoer Soziologie gilt: „The Hobo. The Sociology of the Homeless Man". Es handelt sich um eine dichte ethnographische Studie zum Chicagoer „Hobohemia", also dem Territorium von wohnungslosen Männern in der Stadt, eine Studie, die – in unserer heutigen Sprache – deutliche biographieanalytische Züge aufweist: Nicht nur das alltägliche Überleben im „Hobo Jungle", sondern auch lebensgeschichtliche Prozesse geraten immer wieder in den Blick (z.B. Anderson 1923, S. 61-86). Die zahlreiche Datenauszüge, die im Text als Belegstellen auftauchen, stammen aus Gesprächen, die Anderson mit Betroffenen geführt hatte und die um ihre Lebensgeschichte kreisten.

Wir können an dieser Stelle nicht im Detail rekonstruieren, wie Anderson für den Auftrag, eine Studie zum „Hobo" zu verfassen, rekrutiert wurde. Für ihn bot sich dadurch, wie er sich erinnert (Anderson 1983), erst einmal die Möglichkeit,

ZQF 10. Jg., Heft 2/2010, S. 183-195

sich materiell abzusichern und seine Pflegertätigkeit im „Chicago Home for Incurables“ aufzugeben, weil die dortigen Arbeitsabläufe und Verpflichtungen nur schwer mit seinem Studium vereinbar waren. Wichtig ist hier nur festzuhalten, dass er seinen Dozenten und einem Mediziner, der sich um die wohnungslosen Männer in Chicago kümmerte, dadurch aufgefallen war, dass er über lebensgeschichtliche Erfahrungen verfügte, die ihn für eine solche Studie zu prädestinieren schienen, und er damit auch nicht hinter dem Berg hielt.[2] Das schloss auch ein, Widerspruch gegen Experteneinschätzungen anzumelden, wenn ihm das angezeigt erschien – vor allem auch, wenn es darum ging, der Reduktion von „Hobos“ auf ihre vermeintlichen Defizite etwas entgegenzusetzen. (Anderson verband durchaus Stolz mit seinen Erfahrungen als Wanderarbeiter und sah „Hobos“ und ihre Lebensleistung auch immer im historischen Kontext der Besiedlung des amerikanischen Westens.) Er kannte sich aus und gehörte dazu, er war „streetwise“. Im Unterschied zu anderen Soziologiestudenten hatte er keine Berührungsängste. Anderson spürte auch sehr deutlich, dass seine Kommilitonen nicht frei von Vorurteilen waren und dass das Stigma der „Hobos“ auf ihn, den studentischen Forscher, abfärbte, auch wenn er die Wertschätzung und Faszination seiner Professoren Burgess und Park spürte.[3]

Ein Zeitsprung und Ortswechsel: Ungefähr 90 Jahre, nachdem Anderson sein Graduiertenstudium der Soziologie in Chicago aufnahm, führte einer von uns ein Gespräch mit einer jungen Sozialpädagogin, die zu diesem Zeitpunkt gerade ihr Studium der Sozialen Arbeit in einer deutschen Großstadt abgeschlossen hatte. In dem Gespräch blickte sie kritisch auf ihr Bachelorstudium zurück, auch wenn es Dinge gab, mit denen sie durchaus Stolz verband – so etwa ihre empirische Abschlussarbeit zur Lebensgeschichte eines afrikanischen Mädchens, mit dem sie im Rahmen ihres Praktikums mit unbegleiteten Flüchtlingskindern („unaccompanied minor refugees“) gearbeitet hatte. Was sie besonders kritisierte, war der ausgedünnte Praxisbezug. (Im Diplomstudiengang hatte es noch ein zweisemestriges Praktikum gegeben, im Bachelorstudium war es – wie überall in Deutschland – auf ein Semester reduziert worden.)

Es gab allerdings auch etwas, was sie im Rückblick besonders hervorhob – und dass sie dies tat, kam etwas überraschend für ihren Gesprächspartner: Sie war schon früh im Studium mit Transkriptionen von autobiographisch-narrativen Interviews in Berührung gekommen – Interviews mit Menschen, die (im weitesten Sinne) Adressaten der Sozialen Arbeit waren oder hätten sein können. Ein Text, der sie besonders fasziniert hatte, war die Transkription eines narrativen Interviews mit einem deutschen Heroinabhängigen, der in den achtziger Jahren – wie viele andere deutsche Drogenabhängige – in Amsterdam gelebt hatte. Er hielt sich dadurch über Wasser, dass er nachts Sperrmüll sammelte, ihn aufbereitete und weiter verkaufte. Das Interview war in den achtziger Jahren von einem Studenten der Sozialen Arbeit an der Universität Kassel, Frank Helmboldt, im Rahmen seiner ethnographischen und biographieanalytischen Studie über deutsche Drogenabhängige in Amsterdam durchgeführt worden. Diese Transkription wurde wie viele andere Transkriptionen aus biographieanalytischen Abschlussarbeiten von Studierenden der Sozialen Arbeit in der sozialpädagogischen Ausbildung späterer Studierender (auch an anderen Ausbildungsstätten) verwendet. Die Studentin sagte in dem Gespräch, dass solche Interviews für sie wichtig gewesen seien, um sich auf die Komplexität von Lebensgeschichten und die Komplexität der Aufgabe, solche Lebensgeschichten angemessen zu verstehen, einzustimmen. Die Interaktion mit den Betroffenen

(d.h., mit den Erzählern dieser Lebensgeschichten) habe eine große Bedeutung für sie in einem Studium gehabt, das nur wenige „reale" Praxisanteile enthalten habe.

Wir haben diese beiden Geschichten, die auf den ersten Blick nicht viel gemeinsam zu haben scheinen, erzählt, um anzudeuten, dass es lohnend ist, der Frage nachzugehen, was es mit dem forschenden Lernen in der Biographieforschung auf sich hat. Andersons zentrale Ressource ist seine eigene Lebensgeschichte[4], um einen verstehenden Zugang zu seinen Untersuchungssubjekten zu gewinnen – und zugleich die Heterogenität und die Besonderheiten ihrer Biographien zu respektieren und ihnen nicht seine eigene Sicht der Dinge überzustülpen. Der Forschungsprozess wird wiederum bedeutsam für ihn, um seine eigenen biographischen Erfahrungen mit einem verfremdenden sozialwissenschaftlichen Blick zu reflektieren. Im Zentrum der Darstellung der Studentin steht die Beschäftigung mit fremden Lebensgeschichten in ihrer Bedeutung für ihre professionelle Sozialisation in einem anwendungsorientierten Studium. Dass sie von solchen Lebensgeschichten fasziniert ist, ist durchaus nicht selbstverständlich und hat etwas mit ihren eigenen biographischen Dispositionen und intellektueller Neugier zu tun – andere Studierende reagieren manchmal gelangweilt oder tendieren dazu, auf höherprädikative, klinische oder sozialwissenschaftliche Kategorien zurückzugreifen, um das vermeintliche Chaos des „gelebten Lebens" bzw. die vermeintlichen Defizite einer Person oder Biographie auf den Begriff zu bringen und damit eine ausreichende (vermeintlich) „professionelle" Distanz herzustellen. Wichtig ist bei der Betrachtung der beiden Beispiele die Berücksichtigung der Studienmilieus, in denen studentische Forschung gefördert wird oder Spuren hinterlassen hat. Das, was Anderson als Student zu Papier gebracht hat, wurde von Park so ernst genommen, dass er es spontan dem Verlag zur Publikation vorschlug – so etwas wäre heutzutage im deutschen Kontext recht ungewöhnlich. Und die Studentin wird zumindest damit konfrontiert, dass es Ansätze einer studentischen Forschungstradition in der Sozialen Arbeit gibt und das in diesem Kontext gewonnene Datenmaterial nicht deswegen weniger interessant ist, weil es „nur" von einem Studenten erhoben wurde.

Auch wenn es eindrucksvolle Beispiele dafür gibt, wie interpretative Sozialforscher – insbesondere in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus – über forschendes Lernen nachgedacht und ihre eigenen Erfahrungen mit der Ausbildung von Studentinnen und Studenten transparent gemacht haben (z. B. Hughes 1984; Becker 1986 und insbesondere Strauss 1987), ist es für manche Leser vielleicht gewöhnungsbedürftig, dass dem forschenden Lernen in der Biographieforschung ein eigener Themenschwerpunkt in dieser Zeitschrift gewidmet wird. Vielleicht wird so etwas von manchen Kolleginnen und Kollegen pejorativ unter dem Stichwort „Hochschuldidaktik" abgehakt, die ja durchaus ihre Meriten hat, aber im Vergleich zu „wirklicher Forschung" nicht besonders beliebt und prestigereich ist. Im Vergleich zu den vielen geeigneten und durchaus wertvollen hochschuldidaktischen Vorkehrungen ist freilich der Gesichtspunkt wichtig, dass die Einsozialisation in die qualitative Sozialforschung – und speziell auch in die Biographieforschung – zumindest in einigen ihrer Phasen – immer auch bedeutet, dass die Initiantin[5] nicht umhin kommt, sich einem echten offenen und damit auch riskanten Forschungsprozess zu unterziehen, bei dem die Ergebnisse nicht bereits zuvor, auch nicht für die Betreuerin als Meisterin der Forschung, feststehen, und dass sich die Forschungslehrende im Zuge der Betreuung der Forschungsarbeiten der Initiantinnen auch selber immer wieder

einem offenen neuen Forschungserkenntnis- und Lernprozess unterziehen muss. (D.h. ein wesentlicher Aspekt der Einsozialisation in die qualitative Sozialforschung ist – wie bei jedem beliebigen Forschungsvollzug auch von bereits „Ausgelernten" der qualitativen Sozialforschung – das Aushalten und die Meisterung der sachlich notwendigen Schwierigkeiten der Emergenz, d.h. der Offenheit des Forschungsarbeitsbogens, dem sich die Initiantin unterzieht, um Forschung zu lernen, und diese Emergenz der Forschungslehre muss von beiden Seiten, der Initiantin und der Forschungsmeisterin, gemeinsam geleistet werden.) Zudem ist die Initiierung in die qualitative Sozialforschung von Lebensgeschichten, d.h. in die Biographieanalyse, emotional besonders bewegend, da die angehende Forscherin mit der Informantin nicht nur in der Erhebung, sondern auch in der Analyse eingehenden Interaktions- und Verstehenskontakt aufnehmen muss, was die Erlebnis- und Erfahrungsdichte der zu untersuchenden Lebensgeschichte anbelangt. D.h. mit der risikoreichen Emergenz des biographieanalytischen Forschungsprozesses, dem sich die Forschungsinitiantin unterzogen hat, ist zugleich auch eine besonders intensive emotionale Erfahrungs- und Erlebnisdichte verbunden, die im Einfühlen in die Lebensgeschichte der Informantin mit all deren Nöten, Leiden, Risiken, Chancen, Freuden und Entfaltungspotenzialen verbunden ist und die zunächst – bei unerfahrenen Forscherinnen bzw. Forschungsaspirantinnen – auch mit teilweisen Selbstidentitifizierungen mit der Informantin und mit Übertragungen der Probleme der Informantin auf die Forschungsnovizin verbunden ist. All diese Gesichtspunkte müssen in der pädagogischen Vermittlung der Biographieanalyse mitbedacht werden, und das ist in der Summe dann doch etwas sehr anderes als eine fach- und methodenspezielle Adaptierung von Hochschuldidaktik.

Eine „nur didaktische" Sichtweise erschiene uns unangemessen und verkürzt: Gerade wenn man daran interessiert ist, dass sich (angehende) Sozialwissenschaftlerinnen für biographieanalytische Fragestellungen öffnen und sich in entsprechende Forschungsprozesse „hineinziehen lassen", ist es außerordentlich wichtig, danach zu fragen, wie solche Aufnahmestrukturen aussehen (können) – und ebenso: wie es erschwert oder verunmöglicht wird, dass entsprechende Interessen geweckt werden. Gerade wenn es darum geht, die Dynamik biographieanalytischer Forschung zu befördern und auch jüngere Generationen von Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern zu gewinnen, ist es entscheidend, sich mit den biographischen und organisatorischen Voraussetzungen und sozialen Arrangements zu befassen, die solche Suchbewegungen und Prozesse der Einsozialisation befördern. Es ist nicht selbstverständlich, dass Sozialanalysen (etwa zu Institutionen wie einer Schulform, zu sozialen Welten wie denjenigen einer Profession oder zum Leben mit einer chronischen Krankheit) bis hin zu Makro-Gesellschaftsanalysen (etwa zur historischen Belastung von nationalen Identitäten oder zum Generationenverhältnis nach der Transformation in eine andere Gesellschaftsformation) mit biographieanalytischen Mitteln (wie in der Soziologie und in den anderen Sozialwissenschaften) oder die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Lebensgeschichten in professionalistischen Ausbildungskontexten (in Deutschland vor allem in der Sozialen Arbeit und in verschiedenen Praxisfeldern der Pädagogik) auf Dauer auf ein solches Interesse stoßen, wie dies gegenwärtig noch der Fall zu sein scheint. Und die jüngeren Strukturveränderungen der europäischen Hochschullandschaft im Rahmen des Bolognaprozesses – und die damit einhergehenden Veränderungen von Lehr- und Lernstilen – stimmen trotz der vom Bologna-Prozess durchaus produktiv

angeregten professionalistischen Ausrichtung mancher neuer Studiengänge mit deren kreativen Forschungsfragestellungen wegen der engen zeitlichen Rahmung der Studiengänge und wegen des extremen Verschulungs- und Bürokratisierungsgrades der Studienlandschaft in vielen europäischen Ländern nicht optimistisch (vgl. den Aufsatz von Kaja Kaźmierska in diesem Heft), auch wenn eine defätistische Stimmung oft auch ohne wirkliche Not im Wege sich selbst erfüllender Prophezeiungen erzeugt werden kann.

Die Einsozialisation in die Biographieforschung und andere interpretative Ansätze bedarf besonderer und durch einen egalitären Kommunikationsstil geprägter Lehr- und Lernarrangements, über die (schon früh) im Zusammenhang mit der Entwicklung von Forschungwerkstätten nachgedacht worden ist (vgl. z.B. Riemann/Schütze 1987, Reim/Riemann 1997, Riemann 2011). Solche Arrangements haben sich aber nicht nur für die Einstimmung und Begleitung von Forschungsnovizen bewährt – werkstattförmige Arbeitsformen sind ebenso selbstverständlicher Bestandteil der Forschungskommunikation von erfahrenen Sozialforscherinnen geworden (Schütze 2005). Die Analyse dessen, was in Forschungswerkstätten geschieht und entsteht, lässt sich als empirische Epistemologie verstehen, um elementare Prozesse der Erkenntnisgenerierung in der Biographieforschung und anderen interpretativen Ansätzen aufzudecken. Eine Forschungswerkstatt ist ein erkenntnisgenerierendes soziales Arrangement mit einem Bündel kooperativ enaktierter erkenntnisgenerierender Verfahren wie:

– der dimensionalen Analyse erster autobiographisch-narrativer Interviews,
– der Auswahl theoretisch relevanter empirischer Materialien für die Anleitung des Erhebungs- und Analyseprozesses,
– der Bestimmung der Interaktionsformen, Textsorten und formalen Auffälligkeiten der sprachlichen Darstellungspräsentation,
– der Untersuchung der Präsentationsaktivitäten des Interviewmaterials und dessen, was sie an sozialen Prozessen ausdrücken,
– der Differenzierung unterschiedlicher Erfahrungs- und Beobachtungsperspektiven der Akteure und ihrer Haltungen in unterschiedlichen Situationen innerhalb des vom Interviewmaterial repräsentierten Fallgeschehens, die von den verschiedenen Teilnehmerinnen der Forschungswerkstatt einfühlend übernommen und verkörpert werden,
– der Triangulation dieser Perspektiven, um das Durchlaufende und die Ambivalenz der zugrundliegenden Prozessmechanismen zu erfassen,
– der Generalisierung fallbestimmender Prozesse und Mechanismen innerhalb des einzelnen Interviewfalles,
– des kontrastiven Vergleichs von Interviewfällen unter dem Gesichtspunkt solcher fallbestimmender Prozesse und Mechanismen,
– der Entwicklung einer Theoriearchitektonik zur Erfassung der zentralen Bewegungsmechanismen der strukturierenden Fallentfaltungen des untersuchten thematischen Feldes sowie
– der Respezifizierung auf neue Fälle, bis solche – im Kriterium der theoretischen Sättigung – keine weitere Differenzierung des Theoriemodells mehr hervorrufen können (Schütze 2008, part one, S. 169-175, part two, insbes. S. 25-38, 71-75).

Ganz wichtig ist der Gesichtspunkt, dass in einer Forschungswerkstatt solche erkenntnisgenerierenden Verfahren arbeitsteilig und z.T. auch rollenmäßig symbolisiert übernommen werden und dass die Teilnehmer sich in ihrer empiri-

schen Analyse nicht nur auf Kommunikationsaktivitäten als *Objekte* der Forschung beziehen, sondern in ihrer Analyse selber durch die erkenntnisgenerierende Kraft der Kommunikationsschemata wie das Erzählen (bzw. das hörende Nachvollziehen des Erzählens), das Beschreiben und das Argumentieren produktiv vorangetrieben werden. Das bedeutet: die Werkstattteilnehmer müssen diese Kommunikationsschemata interaktiv anstreben und aushandeln, sich dann ihnen flexibel überlassen, sie im Verlauf immer wieder kooperativ unterstützen und eine entsprechende kommunikative Kultur entwickeln, die auf der vertrauensvollen Anrufung, wechselseitigen Unterstützung und verständnisvollen Einhaltung von kooperativen Interaktionspostulaten beruht. – Die einzelne Werkstattteilnehmerin ist mit eigenen Arbeits-, Verständnis- und Kooperationsengagements persönlich stark in die Werkstattarbeit involviert. Die Auseinandersetzung mit forschendem Lernen in der Biographieforschung kann deshalb auch die Form annehmen, dass Studien- und Forschungsbiographien – und die lebensgeschichtliche Relevanz und die Folgen von Werkstatterfahrungen – in den Blick geraten. Eine solche Form der Selbstaufklärung sollte gerade für die Biographieforschung naheliegen.

Die Idee, einen Schwerpunkt über „Forschendes Lernen in der Biographieforschung – Europäische Erfahrungen" in der „Zeitschrift für qualitative Forschung" zu gestalten, entwickelten wir im Anschluss an die Jahrestagung 2009 der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die am 4. und 5. Dezember 2009 am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule Frankfurt am Main stattfand – und zwar zum Thema „Bedingungen und Prozesse der Einsozialisation in die Biographieforschung". Vier der im Folgenden zusammengestellten sechs Aufsätze stellen Überarbeitungen von Vorträgen dar, die auf dieser Tagung gehalten wurden. Da sich Kolleginnen und Kollegen aus anderen europäischen Ländern aktiv an der Tagung beteiligten – Daniel Bertaux hielt beispielsweise den Eröffnungsvortrag über seinen ganz persönlichen Weg in die Biographieforschung, außerdem gab es zahlreiche Teilnehmerinnen eines transnationalen Promotionskollegs der Universitäten Straßburg und Frankfurt am Main –, fanden wir es wichtig, in der Publikation die Erfahrungen von Kolleginnen und Kollegen aus unterschiedlichen Ländern in den Mittelpunkt zu rücken und eine entsprechende Auswahl zu treffen: Die Beiträge stammen von Kolleginnen und einem Kollegen, die in Frankreich, Polen, Russland, Österreich und Deutschland tätig sind – in der Soziologie, der Europäischen Ethnologie und der Ausbildung von Studierenden der Sozialpädagogik.[6] In den einzelnen Artikeln sind unterschiedliche Stimmen vernehmbar: die Stimmen von Hochschullehrerinnen, Doktorandinnen und Doktoranden und Studierenden.

Die Vorträge zeichneten sich, auch wenn stets auf Forschungsprozesse und Forschungsergebnisse Bezug genommen wurde, häufig durch eine sehr subjektive Tonlage aus: Die Sprecherinnen zogen persönlich Bilanz, wenn sie auf ihre Lehr- und Forschungserfahrungen zurückblickten oder die Rahmenbedingungen ihrer Arbeit diskutierten, und sie setzten sich mit wiederkehrenden eigenen oder an sie herangetragenen Zweifeln in ihrem Arbeitsalltag auseinander – und dabei wählten sie z.T. ungewöhnliche, experimentelle Präsentationsformate, um den Besonderheiten ihrer je eigenen Erfahrungen (als einzelne Autorin in einem Autorinnenduo oder -trio) Ausdruck zu verleihen. Wir haben die Autorinnen ermutigt, diese sehr persönliche Tonlage in ihren Artikeln beizubehalten, auch wenn dies riskant erscheinen mag oder bei einem Teil der Leserschaft vielleicht sogar auf Befremden stößt. Diesbezüglich sollte man allerdings im Auge behal-

ten: Die zentrale Fragestellung der im vorliegenden Heft versammelten Aufsätze ist, wie die einsozialisierende Initiierung in die qualitative Forschung, insbesondere in die Biographieforschung, erfolgt. Diese Initiierung ist für die Initiantinnen selber ein sehr persönlicher biographischer Prozess – auch wenn es in ihm um die Einsozialisation in Forschungsverfahren geht, die natürlich eine überindividuelle objektive Regelhaftigkeit und Gültigkeit aufweisen. Die einsozialisierende Initiierung selber ist ein biographischer Prozess, der einerseits von innen erfahren und andererseits von außen beobachtet werden kann. Deshalb ist es durchaus sinnvoll, die aus der persönlichen Erinnerung geschöpften eigenen Erfahrungsdaten als studentische Forscherin (und eventuell auch Teilnehmerin einer Forschungswerkstatt) mit den Erfahrungsdaten von Informanten, die ebenfalls studentische Mitglieder von Forschungswerkstätten sind, analytisch in Beziehung zu setzen. Wir wissen zudem, dass die Forschungslehre auch für die Lehrenden als Meisterinnen der Forschung ein sehr persönlicher biographischer Prozess ist, der die Überbrückung der Unterschiede sehr unterschiedlicher Generationserfahrungen erforderlich macht und das emergente, offene Mitlernen an und in den Forschungsprozessen der zu betreuenden Studierenden erheischt. Deshalb ist es sinnvoll, auch die persönlichen Erfahrungen der Forschungslehrenden als Forschungsmeisterinnen sowohl bezüglich der Forschung als auch bezüglich der pädagogischen Forschungsvermittlung und Forschungsbetreuung zum Zuge kommen zu lassen und mit thematisch ähnlichen oder doch zumindest vergleichbaren Forschungs- und Forschungsinitiierungserfahrungen der Studierenden triangulierend in Beziehung zu setzen. – Das textuelle Ergebnis solcher Vorträge und Aufsätze ist eine unübliche Verbindung des Sprachduktus distanzierter Forschung mit demjenigen des persönlichen Erfahrungsberichts. Der Verzicht auf Textstücke im Sprachduktus distanzierter Forschung hätte bedeutet, die Sachzwänge der Abarbeitung an den objektiven Arbeitsaufgaben der Forschung außer Acht zu lassen; und der Verzicht auf Textstücke im Sprachduktus des persönlichen Erfahrungsberichts hätte zugleich bedeutet, die schwierigen, aber kreativen biographischen Veränderungsprozesse außer Acht zu lassen, denen sich jede Forscherin und jede Forschungslehrerin zum Zwecke der Kreativitätsförderung des jeweiligen emergenten Forschungsarbeitsbogens unterziehen muss.

Wir ließen uns zudem von dem Gedanken leiten, dass gerade persönliche (konventionell und experimentell angelegte) Erfahrungsberichte Leser und Leserinnen anregen, mit den Autorinnen in einen vorgestellten fruchtbaren Dialog zu treten, vor allem dann, wenn sie selbst ihre eigene Geschichte mit dem forschenden Lernen in der Biographieforschung erlebt haben und zu eigenen theoretischen Einschätzungen gelangt sind. Vermutlich entdecken sie des öfteren mit den Autorinnen Gemeinsamkeiten: etwa im Hinblick darauf, wie der „Bologna-Prozess“ grenzüberschreitend zeiteinschränkende und fremdbestimmende standardisierende Bedingungen oder auch umgekehrt – im Sinne der offenen Orientierung auf die (später vom Absolventen dann selber zu leistende) professionelle Praxis – kreative Bedingungen für die Arbeit mit Studierenden schafft. Manchmal sind die Leser und Leserinnen vielleicht aber auch von sachlich gebieterisch bestimmten Sichtweisen und Schlussfolgerungen der Autorinnen irritiert – etwa was die biographischen Voraussetzungen (oder das Fehlen von solchen Voraussetzungen) für das (letztlich, nach großen Anstrengungen dann vielleicht doch noch mögliche) Verstehen-Können von fremden Lebensgeschichten betrifft. Wir denken hier an die in den Artikeln von Kaja Kaźmierska und Victo-

ria Semenova beschriebenen Verstehensklüfte zwischen den unterschiedlichen symbolischen Universa der Generation von Forschungslehrerinnen einerseits, die als letzte Generation noch in der staatssozialistischen Gesellschaftsformation mit deren Überwachungsvorkehrungen und deren Lebensbedingungen des materiellen Mangels aufgewachsen und ausgebildet worden ist, und der Generation ihrer studentischen Schülerinnen andererseits, die bereits als Kinder vom Orientierungskanon der westlichen Freizügigkeits- und Konsumgesellschaft geprägt wurden, oder zwischen der studentischen Forscherin und Interviewerin mit ihrer geringen Lebenserfahrung und ihrer psychischen Schwierigkeit, sich auf leidvolle Lebenssituationen einzulassen, einerseits und ihrer von psychosozialer Not belasteten Informantin andererseits. Aber gerade solche Irritationen wirken produktiv, sie sind erkenntnisgenerierend und tragen dazu bei, die gemeinsamen Problemstellungen in biographieanalytischer Arbeit – und das mögliche Scheitern an diesen Problemstellungen – klarer zu identifizieren. Was gehört dazu, fremde Lebensgeschichten zu verstehen und misszuverstehen? Welche Rolle spielen die eigenen Lebenserfahrungen? Wie gewinnt man einen verstehenden Zugang zu den Lebensgeschichten von Menschen, die von ganz anderen Generationslagerungen geprägt sind?[7] Zugleich wird hier etwas von der Bedeutung der Biographieforschung und von ihrem Stellenwert für die Arbeit der historischen Selbstvergewisserung in anderen europäischen Gesellschaften erkennbar.

Das forschende Lernen in der Biographieforschung kommt in den folgenden Artikeln aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln zur Sprache, wobei es in einigen Beiträgen nicht nur um Biographieforschung im engeren Sinne geht, sondern um die Einsozialisation in unterschiedliche Ansätze der interpretativen Sozialforschung überhaupt.[8] Diskutiert werden beispielsweise bestimmte Lehr- und Lernarrangements wie Forschungswerkstätten oder Seminare. In einem anderen Fall wird der Umgang mit Zweifeln und Vorbehalten diskutiert, mit denen man als Studierende, als Diplomandin und als Dozentin – in diesem Fall im Kontext der Europäischen Ethnologie – in den jeweils besonderen Arbeitssituationen konfrontiert wird. In einigen Beiträgen stehen die Erfahrungen und Probleme mit der Vermittlung – und Aneignung – der Biographieforschung in unterschiedlichen Phasen des Studiums im Vordergrund. In einem Artikel werden auch Teile der eigenen Forschungsautobiographien – im Wechselspiel einer Doktorandin mit ihrer Betreuerin – in der Auseinandersetzung mit Phänomenen transnationaler Migration rekonstruiert.

Wir hoffen, dass diese Aufsätze dazu anregen, der Frage nach den Bedingungen und Prozessen der Einsozialisation in die Biographieforschung weiter nachzugehen – auch in selbstreflexiven Forschungsprozessen unter Berücksichtigung der Perspektiven und Erfahrungen von Studierenden, Promovierenden und Lehrenden. Hier einige Stichworte zu Untersuchungsgegenständen, die uns lohnend erscheinen:

- Prozesse der Einsozialisation in unterschiedliche Ansätze der Biographieanalyse und der interpretativen Sozialforschung generell – auch gerade unter Einbeziehung der jeweiligen praktischen Schwierigkeiten bei der Anwendung dieser Ansätze und des Vergleichs mit den Sensibilitäten, Stärken und Schwächen anderer Ansätze der qualitativen Sozialforschung,
- die Bedeutung von Forschungswerkstätten im Rahmen von Studienbiographien (unter Berücksichtigung der Frage nach der Entstehung und Verhinderung von Kreativität),

– Paradoxien, Kernprobleme, wiederkehrende Irritationen und Unsicherheiten in biographieanalytischen Forschungsprozessen,
– Bedingungen, Entwicklungsprozesse, Problemstellungen und Grenzen von Forschungswerkstätten und anderen Rahmen von Forschungskommunikation: aus den Perspektiven von studentischen/promovierenden Teilnehmerinnen einerseits und Werkstattleiterinnen andererseits (vgl. den Beitrag von Hoffmann und Pokladek in diesem Band),
– die Entwicklung von Forschungswerkstätten in unterschiedlichen Disziplinen, Professionen, Hochschulen und Ländern – einschließlich transnationaler Werkstätten (Schütze 2005, S. 234-237),
– die Besonderheiten von Netzwerkstätten (Bargfrede u.a. 2009, Mey u.a. 2006, Moritz u.a. 2009) im Unterschied zu lokal gebundenen Forschungswerkstätten und ihren besonderen Arbeitsstilen (Dausien 2007),
– die Durchführung und Betreuung biographieanalytischer Projekte außerhalb von Forschungswerkstätten,
– die Entwicklung von informellen Selbsthilfestrukturen unter „Forschungsnovizinnen und -novizen", Solidarität vs. Konkurrenz,
– die Vermittlung und Aneignung notwendiger Schreibfertigkeiten und damit verbundene Schwierigkeiten (Becker 1986),
– studentische Biographieforschung in Zeiten von „Bologna",
– die Arbeit mit fremdsprachigem Datenmaterial und Probleme der Übersetzung,
– Erfahrungen mit Promotions- und Graduiertenkollegs.

Jetzt noch kurz einige Hinweise zu den Artikeln dieses Schwerpunkts:

Der erste Beitrag behandelt die speziellen Merkmale und Spannungsmomente des Arbeitsbündnisses in Forschungswerkstätten zur qualitativen Sozialforschung aus der Perspektive der Teilnehmerinnen. *Britt Hoffmann* und *Gerlinde Pokladek* sind Teilnehmerinnen einer solchen Forschungswerkstatt und haben mit vier weiteren Teilnehmenden und einem Nicht-Teilnehmer themenfokussierte narrative Interviews mit dem Schwerpunkt auf deren Studien- und Doktorandenbiographie und ihren Erfahrungen mit Forschungswerkstätten geführt und diese Interviews ausgewertet. In ihrer konstitutiven Bedeutung für das Arbeitsbündnis herausgearbeitet werden die Reziprozität in der Zusammenarbeit, die Homogenität und Heterogenität der Teilnehmenden (was die Forschungsthematiken, Datenmaterialien, Methoden, Kompetenzen usw. betrifft), die Herstellung eines wertschätzenden Umgangs miteinander und die besondere Rolle des Werkstattleiters als die eines „bescheidenen Meisters". Auf die unterschiedlichen Zeitressourcen der Teilnehmenden wird ebenso eingegangen wie auf die restriktiver werdenden Rahmenbedingungen des Studiums. Die Autorinnen gelangen auf der Grundlage ihrer Studie zu interessanten Einschätzungen, durch die bisherige Empfehlungen zum Arbeiten in Forschungswerkstätten weiter differenziert werden, z.B. mit Blick auf das Ausmaß der Heterogenität der fachlichen und thematischen Vielfalt der Teilnehmerzusammensetzung einer Werkstatt. Es werden auch Probleme benannt (z.B. „das Ringen um die Eigenverantwortung für das eigene Forschungsprojekt"), die vermutlich in bisherigen Erörterungen zu kurz gekommen sind.

Kaja Kaźmierska lehrt und forscht an der Universität Lodz. Sie geht in ihrem persönlich gehaltenen Beitrag auf den spezifischen Ansatz der Biographieforschung ein (und auch auf stereotypenhafte Vorstellungen, mit denen die Bio-

graphieforschung von Außenstehenden konfrontiert wird) und bezieht sich auf ihre Erfahrungen in der Lehre, diesen Ansatz – gerade auch unter restriktiven Rahmenbedingungen – als eine Einführung und Ausbildung in der interpretativen Analyse sozialer Wirklichkeit zu vermitteln. Anschließend reflektiert sie einige Schwierigkeiten und Probleme in der Ausbildung, die – ebenso wie in den westeuropäischen Hochschullandschaften – deutlich vom Bolognaprozess geprägt ist. Gleichzeitig scheint in ihrem Beitrag auch immer wieder etwas von der besonderen Bedeutung der Tradition der Biographieforschung im polnischen Kontext auf, die eng mit dem Namen von Florian Znaniecki verbunden ist.

Victoria Semenova entwickelt in ihrem Beitrag die Idee eines pragmatischen und paradigmatischen Ansatzes im Hinblick auf Biographieforschung, wobei sie unterschiedliche Phasen der Einsozialisation in die Biographieanalyse auf der Ebene von Bachelor-, Master- und Spezialisierungsstudiengängen an einer Moskauer Hochschule unterscheidet. Den Sozialisationsprozess versteht sie als langfristigen Ablauf, der mit der persönlichen und professionellen Entwicklung von Studierenden und ihrer Identitätsbildung verbunden ist. Ihre Analyse gründet auf einem kleinen Forschungsprojekt zu unterschiedlichen Gruppen von Studierenden und ihren Perspektiven auf den Sozialisationsprozess. Dabei greift sie auf Ausschnitte aus Interviews mit Studierenden zurück, die von ihr diskutiert werden.

Judith Berkhout, Klara Löffler und *Maria Takacs* lehren beziehungsweise studieren an der Universität Wien in der Europäischen Ethnologie. Ihr Beitrag behält bewusst – gerahmt durch eine entsprechende „Leseanleitung“ und mit Fußnoten verknüpft – die Form ihres mündlichen Vortrags bei und regt damit an, über die Erkenntnismöglichkeiten der mündlichen im Unterschied zur schriftlichen Kommunikation nachzudenken. In dieser experimentellen Präsentationsform entsteht eine enge Verbindung zu dem, worum es ihnen geht:

> „Aus jeweils anderen Perspektiven und Arbeitszusammenhängen referieren wir als Studierende, als Autorin einer Diplomarbeit, als Betreuerin im biographisch-ethnographischen Modus über das, was ansonsten meist im Hintergrund, im mehrfach – wie bei einem Bühnenbild – gestaffelten und geschichteten Hintergrund verhandelt wird: über Bedenken und Vorbehalte.“

Sie setzen sich unter Rückgriff auf Erinnerungen an bestimmte Begegnungen bzw. unter Nutzung eines Feldforschungstagebuchs (also eines verschrifteten Selbstgesprächs) mit kritischen Fragen auseinander, die an sie als Studentin, Diplomandin bzw. Betreuerin gerichtet werden (oder die sie an sich selbst richten), und damit, wie sie mit solchen Zweifeln umgegangen sind oder umgehen.

Catherine Delcroix und *Elise Pape* von der Universität Strasbourg verfassten ihren Artikel ebenfalls gemeinsam und unter wechselseitiger Bezugnahme aufeinander (als Dissertationsbetreuerin und als Doktorandin). Sie beziehen sich in ihrer Diskussion, in der sie wesentliche Phasen ihrer eigenen Forschungssozialisation (jeweils unter besonderer Berücksichtigung von Erfahrungen in Nordafrika) Revue passieren lassen, abwechselnd auf zwei Forschungsprojekte: ein Projekt zu den familiären, sozialen und politischen Rollen von Frauen in Algerien (C. Delcroix) und ein (gegenwärtig noch laufendes) Projekt zur Übertragung von Erziehungspraktiken in – in Frankreich und Deutschland lebenden – Familien, die aus Marokko stammen (E. Pape). Sie betrachten, wie der sozialanthropologische Ansatz biographische Interviews ergänzen und Phänomene sozialer Schichtung aufdecken kann, die Auswirkungen dieses Ansatzes auf die

Arbeitsbündnisse und die Folgen für die Theoriebildung, insbesondere um Phänomene der transnationalen Migration zu untersuchen.

Lena Inowlocki, Cosimo Mangione und *Agnieszka Satola* beschreiben ihre Erfahrungen mit einem Seminar an der Fachhochschule Frankfurt am Main zu sozialen Ungleichheiten und Diskriminierungserfahrungen, in dem sie die Studierenden in qualitativ-interpretative Forschung einführen und sie mit der Durchführung autobiographisch-narrativer Interviews vertraut machen, außerdem mit ihrer Interpretation und der Anfertigung „sequenzieller Berichte". In diesem Rahmen sollen die Studierenden ein Interview mit einer Person führen, bei der sie Diskriminierungserfahrungen annehmen, ohne die Person oder ihre Erfahrung darauf zu reduzieren und entsprechend zu etikettieren. Sie erläutern, warum sie dies als wesentliches Wissen und wesentliche Praxis für Studierende der Sozialen Arbeit als angehende Professionelle ansehen. Die Studierenden sollen sich dadurch, dass sie sich geduldig und differenziert auf autobiographische Schilderungen von Betroffenen einlassen, für Phänomene von Diskriminierung sensibilisieren, die schwer zu fassen sind – sowohl in theoretischen und juristischen Diskursen über Diskriminierung als auch von den Betroffenen selbst (wenn sie beispielsweise keinen Begriff dafür haben, was mit ihnen geschieht, wenn sie über einen langen Zeitraum gemobbt werden).

Anmerkungen

1 Bei den folgenden Bemerkungen zu Nels Anderson greifen wir zurück auf Andersons Einleitung zur Neuauflage des (ursprünglich 1923 erschienenen) Buchs „The Hobo" aus dem Jahr 1961, außerdem auf Anderson 1983 und Iverson 2009. Besonders der Aufsatz von Noel Iverson enthält wertvolle Einblicke in Andersons Biographie, die auf zahlreiche persönliche Gespräche mit ihm zurückgehen. – Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Anderson in unterschiedlichen Positionen in Westdeutschland und war u.a. mit der Reorganisation des Gewerkschaftswesens befasst. 1953 (also im Alter von 64 Jahren) wurde er Forschungsdirektor des sozialwissenschaftlichen Instituts der UNESCO in Köln, was er bis 1962 blieb. 1965 wurde er zum ersten Mal in seinem Leben (im Alter von 76 Jahren) Professor – und zwar an der University of New Brunswick in Kanada –, was er bis 1977 blieb. Anderson starb 1986 im Alter von 96 oder 97 Jahren.

2 Seine Dozenten – Professoren wie Burgess und Park – wurden gewissermaßen zu signifikanten Anderen in einem kreativen Wandlungsprozess (Schütze 2001), ohne dass ihnen dies vermutlich in dieser Tragweite voll bewusst war.

3 Wie Iverson (2009, S. 200) schreibt, führte Anderson spätere berufliche Nachteile in der akademischen Welt auch darauf zurück, dass der Untersuchungsgegenstand, mit dem er identifiziert wurde, negativ auf ihn abfärbte: „He claimed that it was his association with homeless men that prevented him from securing a university appointment after he had received his PhD from New York University, in 1930. ‚They thought that a man who knows hobos must know whores,' he explained. ‚That was why I never got a job in university.'"

4 Everett Hughes, der ebenfalls in den 1920er Jahren an der Chicaoger Soziologiefakultät studierte, berichtet, dass die Studierenden von ihren Dozenten sehr früh und gezielt dazu angeregt wurden, über ihre eigene Lebensgeschichte und die Milieus und Gruppen, aus denen sie stammten, relativierend und vergleichend (d.h. unter kontrastiver Bezugnahme auf andere Milieus und Gruppen) nachzudenken. Er spricht von „emancipation without alienation" (Hughes 1984, S. 573f.): „emancipation through expansion of one's world by penetration into and comparison with the world of other people and cultures".

5 Im Folgenden verwenden wir der Einfachheit halber zumeist die weibliche Form, um auf die Lehrenden und Lernenden der Biographieforschung Bezug zu nehmen. Fast alle der Autoren des thematischen Teils dieses Heftes sind weiblich, und die Mehrzahl der heutigen Studierenden der qualitativen Sozialforschung, insbesondere der Biographieanalyse, ist weiblich.

6 Eine Teilnehmerin der Frankfurter Tagung, Laura Odasso (eine Doktorandin an der Ca' Foscari-Universität Venedig und der Universität Straßburg), veröffentlichte ihren Frankfurter Vortrag im Rundbrief 57 der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Odasso 2009).

7 Kaja Kaźmierska schreibt dazu in ihrem Beitrag: „Being brought up in the Polish People's Republic (PRL) I experienced a reality which for contemporary students remains a part of history and collective memory. Although it is a communicative memory (Assmann 1997) still alive in family stories, I cannot relate to this memory as a common shared repertoire of experiences, namely a common field of discourse. This historical event for sure belongs to those types of experiences which sharply divide generations in their cultural background. In the context of the didactic process it may be defined as a „nuisance", but in the frame of biographical reflection it is a very interesting circumstance for my research and teaching experience as I can see to what extent students are able to take the perspective of the other and vice versa to what degree I am able to share with them this part of my biography which belongs to, in a way, a different symbolic universe."

8 Es ist klar, dass in solchen Forschungswerkstätten, wie sie Britt Hoffmann und Gerlinde Pokladek diskutieren, nicht nur biographieanalytische Projekte begleitet werden. Judith Berkhout, Klara Löffler und Maria Takacs schreiben über ihre Disziplin: „Unser Vielnamenfach, in Wien die Europäische Ethnologie, lässt sich als Alltagsforschung mit biographischen, aber auch als Biographieforschung mit ethnographischen Mitteln charakterisieren."

Literatur

Anderson, N. (1923/1961): The Hobo. The sociology of the homeless man. Chicago.

Anderson, N. (1983): A Stranger at the Gate: Reflections on the Chicago School of Sociology. In: Urban Life 11(4), pp. 396-406.

Assmann, J. (1997): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung, politische Identität in frühen Hochkulturen. München.

Bargfrede, A./Mey, G./Mruck, K, (2009): Standortunabhängige Forschungsbegleitung: Konzept und Praxis der NetzWerkstatt. In: Apostolopoulos, N./Hoffmann, H.,/Mansmann, V./Schwill, A. (Hrsg.): E-Learning 2009. Lernen im digitalen Zeitalter. Münster, S. 51-60.

Becker, H. S. (1986): Writing for social scientists. Chicago.

Dausien, B. (2007): Reflexivität, Vertrauen, Professionalität. Was Studierende in einer gemeinsamen Praxis qualitativer Forschung lernen können. Diskussionsbeitrag zur FQS-Debatte „Lehren und Lernen der Methoden qualitativer Sozialforschung". In: FQS 8 (1). [23.07.2011] http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0701D4Da3.

Hughes, E. C. (1984): Teaching as field work. In: Hughes, E.: The sociological eye. Selected papers. New Brunswick, pp. 566-576.

Iverson, N. (2009): Nels Anderson: A Profile. In: Labour/Le Travail, 63 (Spring), pp. 181-205.

Mey, G./Ottmar, K./Mruck, K. (2006): NetzWerkstatt – Pilotprojekt zur Internetbasierten Beratung und Begleitung qualitativer Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften. In Rehberg, K.-S. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004, Teil 2. Frankfurt a.M.: S. 4794-4805. [23.07.2011] http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-141714.

Moritz, C. in Zusammenarbeit mit der Leuchtfeuer-Arbeitsgruppe der NetzWerkstatt (2009): Erfahrungsbericht einer netzbasierten qualitativen Arbeitsgruppe im Rahmen

des NetzWerkstatt-Konzepts. In: FQS 10 (1), Art. 3. [23.07.2011] http://nbn-resolving.de/urn:nbn: de:0114-fqs090134.

Mruck, K./Mey, G. (1998): Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozess biographischer Materialien – Zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In Jüttemann, G./Thomae, H. (Hrsg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim, S.284-306. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-1200. [23.07.2011]

Odasso, L. (2009): Sample, distance and analytical choices. Uncertain fields for PhD students. In: Rundbrief 57 der Sektion Biographieforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Dezember), S. 34-40. [23.07. 2011] http://www.soziologie.de/index.php?id=154.

Reim, Th. & Riemann, G. (1997): Die Forschungswerkstatt. Erfahrungen aus der Arbeit mit Studentinnen und Studenten der Sozialarbeit/Sozialpädagogik und Supervision. In Jakob, G./von Wensierski, H.-J. (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim, S. 223-238.

Riemann, G. (2011): Grounded theorizing" als Gespräch – Anmerkungen zu Anselm Strauss, der frühen Chicagoer Soziologie und der Arbeit in Forschungswerkstätten. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Grounded Theory Reader. Wiesbaden, S. 405-426.

Riemann, G./Schütze, F. (1987): Some notes on a student research workshop on biography analysis, interaction analysis, and the analysis of social worlds. In: Newsletter No. 8 (Biography and Society) of the International Sociological Association Research Committee, Juli, pp. 54-70. http://www.ssoar.info/ssoar/files/2008/146/somenotes.pdf. [23.07. 2011].

Schütze, F. (2001): Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen. Die Kategorie der Wandlung. In: Buchholz, R./Gärtner, G./Zehentreiter, F. (Hrsg.): Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann. Weilerswist, S. 137-162.

Schütze, F. (2005): Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Forschung. In: ZBBS 6 (2), S. 211-248.

Schütze, F. (2008): Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives – Part One and Two. In: European Studies of Inequalities and Social Cohesion. No. 1/2, pp. 153-242, No. 3/4, pp. 5-71.

Strauss, A. L. (1987): Qualitative analysis for social scientists. Cambridge.